

Kächele H (1982) Pflanzen als Metaphern für Selbst- und Objektrepräsentanzen. In: Schempp D, Krampen M (Hrsg) *Mensch und Pflanze*. Müller, Karlsruhe, S 26-28

Horst Kächele

Pflanzen als Metaphern für Selbst- du Objektrepräsentanzen

Als Psychoanalytiker befaße ich mich mit dem Erleben meiner Patienten, wie es sich in den Mitteilungen während der analytischen Sitzungen zeigt. In diesen Mitteilungen schildern die Patienten sich selbst und ihre wichtigen Beziehungspersonen. Dabei werden häufig Bilder benutzt, in denen auch die Umwelt und ihre jeweils spezifische Semantik in mehr oder minder metaphorischer Weise zur Darstellung kommt. Angeregt durch die Gespräche mit Herrn Krampen habe ich begonnen, meine Aufmerksamkeit speziell auf das Erscheinen der pflanzlichen Umwelt zu richten.

Ein Patient, der seine innere Welt am Anfang der Behandlung mit einer Wüste vergleicht, in der nur karge, resistente Pflanzen überleben, beschreibt den Fortschritt seiner Analyse als den Einfluß einer Bewässerungsanlage auf diesen kargen Boden, wo sich nun eine reiche Vegetation entwickelt. Diese Bildersprache ist offensichtlich geeignet, langsame trophische Prozesse zu beschreiben, die sich fast unmerklich im Laufe der Zeit entwickeln. Dramatischer als diese Form der schon gut verbalisierten Botschaft war die Mitteilung einer schizophrenen Jugendlichen, die nach mehrjähriger Behandlung, in der sie weitgehend autistisch zurückgezogen meine Bemühungen, sie zu ihrer Sprache zurückzuführen, aus den Ferien eine selbst gebundene Sammlung von über hundert Pflanzen eines Alpenteales mitbrachte. Meine Deutung, daß sie mir die Fülle des Daseins, das ich ihr zu eröffnen versuche, dadurch zeigen kann, führte zu einem eindrucksvollen Nachlassen ihres statischen katatonen Zustandes.

Der amerikanische Psychoanalytiker Searles hat in seinen Untersuchungen zur „non-human environment“ zeigen können, daß diese Welt der vorsprachlichen Dinge und Erscheinungen bei schwer gestörten Patienten an die Stelle der unzuverlässigen menschlichen Beziehungspartner gesetzt wird.

In dem folgenden kurzen Beitrag, der den Beginn meines Interesses für die Metaphorik der Pflanzenwelt ausdrücken soll, möchte ich eine klinische Vignette skizzieren:

Eine heute 28jährige Patientin kommt seit mehreren Jahren in immer der gleichen Kleidung zur Behandlung. Sie trägt braune Cordhosen mit braunen Pullovern, die immer die gleichen zu sein scheinen, auch wenn bei genauer Betrachtung sich herausstellt, daß die Farben wohl verschiedene Brauntöne enthalten – trotzdem bleibt der Eindruck des immer Gleichen, einer unveränderlichen Konstanz. Die Patientin klebt an allem, was ihr einmal lieb und teuer gewesen ist. Ihre Unfähigkeit, sich zu trennen, bestimmt in weitem Ausmaß ihre Beschwerden und Symptome. Eine Vielfalt von Ängsten dominiert ihr Leben, und nur durch Mithilfe von

Tabletten kann sie sich beunruhigen. Unterbrechungen der Behandlung wurden und werden von ihr stets mit schweren Angstzuständen und einer suchartigen Verhaltensweise beantwortet, indem sie sich in Zeiten meiner Abwesenheit täglich mehrmals in die Nähe der Klinik begibt, um sich zu vergewissern, daß diese zumindest noch da ist. In der zweiten Stunde nach der diesjährigen Sommerpause bringt die Patientin einen Traum mit, auf den ich gleich zu sprechen komme. Zunächst trägt sie den Wunsch vor, die Dienstagsstunde auf Mittwoch zu verlegen. Sie hat dies am Ende der ersten Stunde nur zwischen Tür und Angel sagen können. Sie habe Angst gehabt, damit gleich ins Haus zu fallen; dies könne zu heftig sein. Ich deute zunächst diese Verschiebung mit dem Hinweis, daß sie sich in der ersten Stunde erst versichern wollte, ob ich sie auch wirklich wiederhaben will. Darauf bringt sie den oben erwähnten Traum: „Jemand ist bei mir eingebrochen und hat alle Pflanzen vom Fensterbrett runtergeschmissen; dann hat er sie falsch wieder eingepflanzt.“

Mir fällt die Unbestimmtheit der handelnden Person im Traum als erstes auf, und ich sage so beiläufig:

A.: Im Traum ist ein Jemand, der da einbricht, bei Ihnen eindringt.

P.: Das könnte die Mutter sein, die hat immer an allem rumgemacht; besonders wenn ich weg war, ist sie in mein Zimmer und hat Ordnung gemacht.

A.: Ihre eigene Ordnung zerstört und eine falsche Ordnung, die der Mutter, Ihnen aufgepflanzt.

P.: Ich konnte dies ihr aber nie deutlich sagen, das hätte sie verletzt.

A.: Gestern wollten Sie bei mir einbrechen, meine Stundenordnung verändern, aber Sie haben sich nicht getraut. Sie haben erst am Ende der Stunde andeuten können, daß die Dienstagsstunde verlegt werden muß.

P.: Das wär mir zu heftig vorgekommen. Ich hab mir überlegt, mit was ich anfangen soll. Entweder mit dem Thema der letzten Stunde vor den Ferien oder mit der Stundenverlegung, die war mir eigentlich am wichtigsten.

A.: Und sie gehen davon aus, daß, wenn Sie meine Ordnung stören, ich dies als heftigen Angriff erlebe, so wie Sie die Eingriffe der Mutter als Übergriffe erlebt haben.

Nach einer Pause von 2 – 3 Minuten rege ich an:

A.: Was könnten die Pflanzen symbolisieren?

P.: Vielleicht Gefühle, die langsam wachsen und dann nie mehr anwachsen, wenn sie einmal runtergeschmissen wurden.

In der Folge der Stunde tragen wir aus der Biographie der Patientin solche „runtergeschmissenen“ Gefühle zusammen. Ihr einschneidendstes Erlebnis ist die Rückkehr der Familie aus dem Ausland, als die Patientin klein war. Dabei wurden alle ihre Spielsachen zurückgelassen, und auf dem Schiff ging durch eine Nachlässigkeit der Mutter – so die Erinnerung – der Teddybär über Bord. Die Mutter besorgte zwar einen Ersatz, aber fand kein

Verständnis für die Trauer des dreijährigen Kindes. Zeitlich synchron, weil auch Ursache der Rückkehr die Geburt des Bruders der Patientin war, der die Zuwendung der Mutter in Anspruch nahm.

In den folgenden Stunden beschäftigen wir uns mit den Pflanzen im Leben ihrer Familie. Dabei stellt sich heraus, daß der Vater ein großer Gärtner war, im Hause die Mutter aber ein strenges Regiment führte und nur wenige Topfpflanzen duldeten, pflegeleichte immergrüne Pflanzen. Im Garten mit dem Vater zu sein, war zwar ein großer Wunsch gewesen, dem der Vater aber nur wenig Entgegenkommen zeigte. „Mädchen gehören ins Haus“, pflegte er zu sagen, und dort wurden die wenigen Versuche der Patientin, mit Pflanzen etwas zu machen, von dem Sauberkeitszwang der Mutter bald unterdrückt. „Das macht nur Unordnung und Dreck“, sagte die Mutter dazu. Die Patientin lebt heute in einer kärglich möblierten Wohnung, wo sie nur zwei oder drei Topfpflanzen hält. Es stellte sich dann heraus, daß sie noch nie Schnittblumen gekauft hat. Die Topfpflanzen hat sie von der Oma geschenkt bekommen, zu der sie eine warme, intensive Beziehung aufgebaut hat. Jetzt macht sie das Umtopfen mit besonderer Freude und genießt es, den dabei entstehenden Dreck auch liegen zu lassen. In diesen Zusammenhang läßt sich dann auch ihre Kleidung bringen. Sie liebt es, die Hosen und Pullover so lange zu tragen, bis diese schon fast riechen; der Wechsel in frische Kleider wird durch die Konstanz der Farbe und des Materials für ihr Erleben überspielt.

Nach dieser Stunde, die ich auf diese Themen hin zusammengefaßt habe, kauft die Patientin zum ersten Male in ihrem Leben frische Schnittblumen. Es sind Chrysanthemen, die sie auf das Grab der Großmutter stellt, die im Sommer des Jahres verstorben ist. Ich kann zusammen mit der Patientin diesen einschneidenden Verlust und seinen Ansatz zu Bewältigung in der Symbolisierung durch die Schnittblumen im Hinweis auf das Lied: „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod“ ausdrücken. Ein erster Schritt, die Vergänglichkeit und den Tod durch die aktive Übernahme zu bewältigen, ist getan.

Ich möchte abschließend die Vermutung äußern, daß die Eigenschaften der Pflanzen, Lebensprozesse für uns sichtbar und handhabbar zu machen, eine besondere Möglichkeit bieten, sie im bewußten und unbewußten Erleben als Symbol für unser eigenes Leben zu benutzen. Eine systematische Übersicht über diese Symbolisierung steht m. W. noch aus; in der täglichen klinischen Arbeit findet sich jedoch eine Fülle von fruchtbaren Hinweisen dazu.